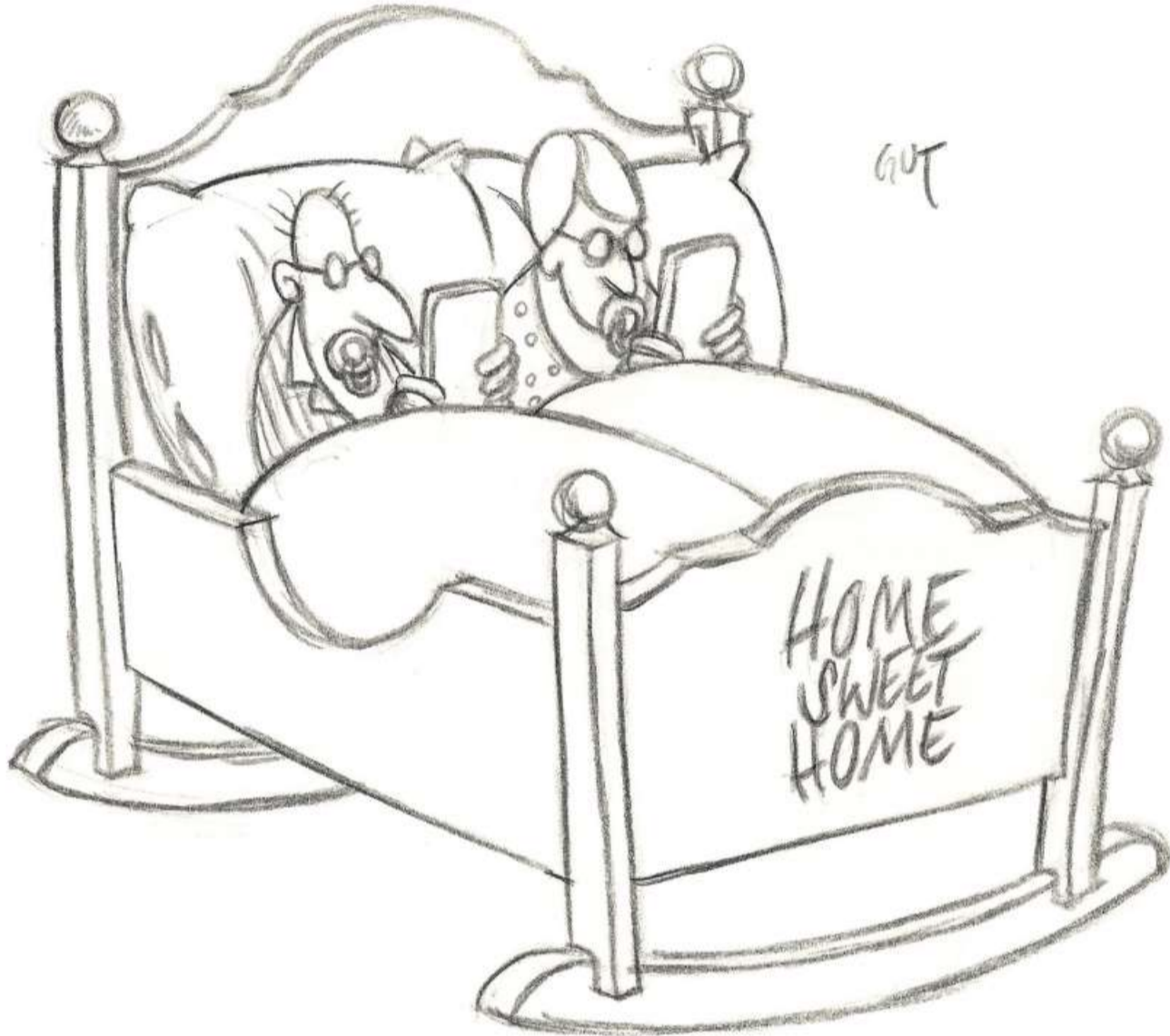


Wohnen im Alter will vorbereitet sein

Die meisten Menschen möchten bis zuletzt in den eigenen vier Wänden bleiben. Ohne Umdenken der Politik, aber auch jedes Einzelnen wird das nicht gelingen. Von Dorothee Vögeli



Zwischen Ideal und Wirklichkeit klafft oft ein Graben. Beim Thema Wohnen im Alter ist er besonders tief. Den meisten Babyboomern graust es davor, dereinst keine Alternativen zum Altersheim zu haben. Sie wollen auch im hohen Lebensalter wählen können, wie und wo sie leben. Ihre Eltern führen ihnen allerdings vor Augen, wie schwierig es heute ist, dieses Ideal zu verwirklichen.

Inzwischen sind die Babyboomer älter geworden. Die meisten der zwischen 1946 und 1964 Geborenen sind pensioniert oder werden demnächst in Rente gehen. Viele sind immer noch unternehmungslustig. Privatsphäre ist ihnen aber wichtig. Meist leben sie in ihren angestammten Wohnungen, manche im Eigenheim. Ihr grosszügiges Zuhause konnten sie sich auch dank der Berufstätigkeit ihrer Partnerinnen leisten. Nach dem Auszug der Kinder ist für sie klar: Hier fühlen sie sich wohl, hier wollen sie bleiben.

Eigene Familie entlasten

Dass sie einmal Unterstützung brauchen könnten, verdrängen sie. Oder sie sagen leichthin: Sollte meine Partnerin sterben, nutze ich bei Bedarf die Spitex-Angebote und lasse mich zu Hause unterstützen und pflegen. Solcher Fatalismus zeugt vom Irrtum, zu meinen, das ambulante Setting erschöpfe sich mit Serviceleistungen wie Mahlzeiten- und Taxidiensten. Das alleine genügt nicht. Im Zentrum des selbstbestimmten Alterns steht der Aufbau von tragfähigen Beziehungsnetzen. Denn Altern ist ein Prozess. Alltägliche Verrichtungen gehen zunehmend weniger leicht von der Hand. Auf eine Leiter zu steigen, um die Glühbirne der Deckenlampe auszuwechseln, wird riskant – ein Sturz droht. Ist der Fahrausweis abgegeben, ist man froh, wenn jemand die schwere Einkaufstüte nach Hause trägt.

In der Schweiz übernehmen immer noch Angehörige – häufig Töchter – den Löwenanteil der privat erbrachten Hilfestellungen. Die Babyboomer wollen aber ihre eigene Familie nicht mehr dafür

Was genau ist eigentlich mit dem Begriff «Betreuung» gemeint? Gehört dazu ausser Einkaufen und Putzen auch das Pflücken von Beeren im Garten?

einspannen. Zudem leben die Kinder meist in einem anderen Dorf oder gar im Ausland. Das macht es ohnehin schwierig, sie in späteren Lebensphasen bei Problemen im Alltag aufbieten zu können.

Was tun? Der Staat solle die in der Schweiz bisher weitgehend privat erbrachten Betreuungsleistungen vergüten, lautet ein Vorschlag. Diese politische Forderung ist illusorisch – gerade in Zeiten, in denen sich aufgrund der demografischen Entwicklung ein Kostenschub anbahnt: Bis 2050 wird sich der Bevölkerungsanteil der über 80-Jährigen verdoppeln, und zwar von 5,4 auf 10,6 Prozent. Die Lebenserwartung – bei den Frauen beträgt sie heute inzwischen knapp 86, bei den Männern knapp 82 Jahre – wird sich weiter erhöhen.

In der Langzeitpflege wird es mehr Kapazitäten brauchen. Denn die steigende Lebenserwartung hat eine Schattenseite: Das Risiko wird grösser, demenzkrank zu werden und schliesslich stationär betreut und gepflegt werden zu müssen. Schon heute sind die für die Alterseinrichtungen zuständigen Kantone und Gemeinden mit steigenden Ergänzungsleistungen konfrontiert. Der Trend dürfte sich weiter verschärfen. Es liegt also nicht nur im Interesse der «jungen Alten», den Eintritt ins Heim zu verzögern oder gar zu verhindern. Ein Bremsklotz sind indes finanzielle Fehlanreize, die Heimaufenthalte statt ambulante Lösungen fördern. Das hat versicherungstechnische Gründe: Wer im Heim lebt und seine Betreuungstaxen nicht finanzieren kann, erhält Ergänzungsleistungen. Wer zu Hause Hilfestellungen benötigt, muss diese nicht nur selber organisieren, sondern auch bezahlen.

Derzeit steht das «betreute Wohnen» im Fokus der Politik. Damit sind Alterswohnungen mit externer professioneller Unterstützung und Pflege gemeint. Das Bundesparlament wird demnächst eine Vorlage beraten, die die Finanzierung dieser Wohnform über Ergänzungsleistungen ermöglicht. Es ist ein Schritt in die richtige Richtung. Im Kanton Zürich ist der Handlungsdruck besonders gross: Im schweizerweiten Vergleich leben in den dortigen Alters- und Pflegeheimen überdurchschnitt-

lich viele Leute ohne oder mit nur leichtem Pflegebedarf. Dem Vernehmen nach erarbeitet momentan das kantonale Sozialamt eine neue Regelung, die Ergänzungsleistungen in allen nichtstationären Wohnsituationen ermöglichen soll.

Angesichts der finanziellen Ungleichbehandlung von Menschen in Heimen und zu Hause ist diese Stossrichtung zu begrüssen. Politisch umstritten wird sein, wie gross der Kreis jener sein soll, die neu Ergänzungsleistungen beziehen können. Schon jetzt ist klar: Eine ambulante Lösung zu jedem Preis ist unrealistisch. In allen finanzpolitischen Diskussionen darüber, wie weit sich die öffentliche Hand künftig bei der «Betreuung» der älteren Bevölkerung engagieren soll, bleibt aber eine zentrale Frage offen: Was genau ist eigentlich mit dem Begriff «Betreuung» gemeint? Gehört dazu ausser Einkaufen und Putzen auch das Pflücken von Beeren im Garten?

Bett plus soziale Einbettung

Es ist ein Fass ohne Boden, solches aufzulisten und Betreuungsstufen festzulegen. Nicht zu reden vom Bürokratieaufwand und den erforderlichen Ressourcen gegen Missbrauch. Ob all den Initiativen für eine bezahlbare und bedarfsgerechte Betreuung zu Hause droht schliesslich eines unter den Tisch zu fallen: Damit sich alte Menschen in einem Lebensumfeld ausserhalb des Heims aufgehoben fühlen, braucht es einen gesamtgesellschaftlichen Effort. Ambulante Unterstützung im Alter ist also nicht bloss eine finanztechnische Angelegenheit. Vielen Babyboomern, aber auch Politikerinnen und Politikern ist das noch zu wenig bewusst. Im Hinblick auf die demografische Alterung sprechen sie von drohenden «Versorgungspässen». In solchen Ausdrücken schwingt das Bild einer Alterspflege mit, die sich auf die Bereitstellung von Betten und Dienstleistungen konzentriert. Die soziale Einbettung fällt durch das Raster.

Viele Betagte fühlen sich zu Hause zunehmend verloren. Sie leiden unter Ängsten und Depressionen. Soziale Isolation ist denn auch ein Hauptgrund, weshalb Seniorinnen und Senioren ins Heim ziehen. Oft finden sie dort das, was sie in den vielen einsamen Jahren zuvor vermisst haben: Sicherheit und Geborgenheit. Plötzlich sind Leute da, die Anteil nehmen und auch nachts zu Hilfe eilen. Freiwillige sorgen für Zerstreuung. Von den einstigen «Versorgungsasylan» sind die modernen Alterseinrichtungen meilenweit entfernt.

Die heutigen Heime führen in exemplarischer Weise vor Augen, wie sich das Bedürfnis nach Sicherheit und Geselligkeit im hohen Alter erfüllen lässt. Deren vorbildliche Strukturen gilt es nun in die Dörfer und Städte hinauszutragen. Die Dezentralisierung ist allerdings eine Herkulesaufgabe. Das Problem sind nicht fehlende Angebote. Die grosse Frage ist: Wie kommen diese Angebote zu den alten Menschen? Wie lässt es sich bewerkstelligen, die konkreten Bedürfnisse der Seniorinnen und Senioren zu erfassen? Wer vernetzt die professionellen Dienste, Nachbarschaftshilfen und Freiwilligendienste?

Die Gemeinde Horgen am linken Zürichseeufer leistet diesbezüglich Pionierarbeit. Ihre zentral gelegene Anlaufstelle für alte Menschen beschäftigt sogenannte Siedlungs- und Wohnassistenten. Diese sind nicht nur in den Alterssiedlungen, sondern in allen Quartieren unterwegs. Sie stellen Kontakte zu Nachbarn her, die Botengänge übernehmen, oder sie leisten selber individuelle Hilfe, auch beim Übertritt ins Heim. Die Anlaufstelle unterstützt ältere Einwohner bei der Wohnungssuche, sie organisiert Spitex-Pflegende, Mahlzeitendienste, Haushaltshilfen oder administrative Unterstützung.

Auch die Stadt Zürich hat ihre ältere Bevölkerung auf den Radar genommen. In regelmässigen Abständen schreibt sie allen über 75-Jährigen einen Brief, um zu erfahren, ob sie Hilfestellungen im Alltag wünschen. Ist dem so, machen Beraterinnen der Gesundheitsförderung im Alter einen Hausbesuch. Es sind Profis, die genau wissen wollen, wo es brennt, und ebenfalls im nahen sozialen Umfeld Freiwillige ansprechen und Netzwerke knüpfen. Die Beraterinnen kommen wieder. Oft werden sie zur Vertrauensperson und bleiben ein Anker.

Ein funktionierendes Beziehungsnetz ist die beste Medizin – auch im Alter. Die Babyboomer sollten deshalb schon jetzt beginnen, sich so zu betten, dass sie sich auch in der gebrechlichen Phase möglichst lange aufgehoben fühlen. Das heisst je nachdem, umzuziehen an einen Ort, an dem sich gemeinschaftliches Leben entwickeln könnte. Einige Babyboomer haben diesen Schritt gemacht. Sie haben sich für eine Wohnung in einer Alterssiedlung oder in einem Mehrgenerationenhaus beworben. Andere sind bereits in eine zentral gelegene Wohnung mit Lift gezogen und fühlen sich wohl in der neuen Nachbarschaft. Da viele Babyboomer in jungen Jahren WG-Erfahrungen gesammelt haben, gibt es auch solche, die eine Hausgemeinschaft ins Auge fassen. Nicht zu vergessen die Technikaffinen, die ihre Wohnungen zum Smart-Home umrüsten – und vielleicht dann später doch lieber von Menschen aus Fleisch und Blut umgeben sind.

Die Lebensentwürfe der Babyboomer sind bunt gemischt. Und sie starten mit einem neuen Selbstverständnis ins Rentenalter. Nun sollten sie ihren Schwung nutzen und Vorkehrungen treffen.